

Er hieß Wirtunsowasnicht

Ertappte mich beim Zurückblättern und sah zu, wie ich Seiten überschlug und dort, wo Blindstellen gähnten, Ornamente und Strichmännchen hinkritzelte. Schnell erzähltes Beiwerk, das ablenken sollte, ging von der Hand, um sogleich geschwärzt zu werden: Weg damit!

Nun fehlen die Gelenkstücke eines Vorganges, den niemand aufhielt, dessen Verlauf nicht rückgängig zu machen war und dessen Wegspur kein Radiergummi löschen kann. Und doch muß, sobald der fatale Schritt des fünfzehnjährigen Schülers in Uniform zu erinnern ist, nicht die Zwiebel gehäutet oder sonst ein greifbares Hilfsmittel befragt werden. Fest steht, ich habe mich freiwillig zum Dienst mit der Waffe gemeldet. Wann? Warum?

Da ich kein Datum weiß und weder das damals schon wechselhafte Wetter erinnern noch aufzählen kann, was gleichzeitig zwischen Eismeer und Kaukasus und an den übrigen Fronten geschah, wollen sich vorerst nur zu vermutende Umstände zu Sätzen fügen, die meinen Entschluß gefüttert, angestoßen, schließlich auf den Dienstweg gebracht haben. Denen sind keine mildernden Beiwörter erlaubt. Meine Tat läßt sich nicht zur jugendlichen Dummheit verwinzigen. Kein Zwang von oben saß mir im Nacken. Keine selbst eingeredete Schuld, etwa Zweifel an der Unfehlbarkeit des Führers, verlangte danach, durch freiwilligen Eifer abgegolten zu werden.

Es geschah während der Dienstzeit als Luftwaffenhelfer, die nicht eine freiwillige war, aber als Ende des Schulalltags wie Befreiung erlebt und bei mäßigem Drill hingenommen wurde.

Wir Jungs sahen das so. In Uniform zogen wir Blicke an. Mächtig pubertierend stärkten wir die Heimatfront. Die Batterie Kaiserhafen wurde zu unserem Zuhause. Nach Osten die Niederung bis zum Weichselarm in Sichtweite, nach Westen hin ragten Verladekräne, Getreidesilos, die fernen Türme der Stadt. Anfangs gab es noch Versuche, den Schulunterricht fortzusetzen, doch weil zu häufig von Gefechtsübungen unterbrochen, versagten sich die zumeist gebrechlichen, weil alten Lehrer den mühsamen Sandweg bis hin zu unserer Batterie.

Endlich wurden wir ernst genommen. Sechs Geschützrohre, das Kommandogerät, mußten aufs Ziel gerichtet werden. Zweckdienlich an militärischem Gerät ausgebildet, konnten wir nützlich sein und – wenn es dazu kommen sollte – Stadt und Hafen vor feindlichen Terrorangriffen schützen: bei Probealarm fand jeder in Sekundenschnelle seinen Gefechtsstand.

Zum Einsatz kamen unsere Achtkommaacht-Geschütze allerdings nur zwei- oder dreimal, als einige Feindbomber im nächtlichen Luftraum gesichtet und im Strahlenbündel der Scheinwerfer als Zielobjekte erfaßt wurden. Feierlich schön sah das aus. Doch Großangriffe, sogenannte Feuerstürme, wie sie Köln, Hamburg, Berlin, die Städte im Ruhrpott erleiden mußten und von denen nur Ungenaues zu hören war, erlebten wir nicht. Kein nennenswerter Schaden. Nahe der Schichauwerft, auf dem Fuchswall wurden zwei Häuser getroffen, wenige Tote. Aber der Abschluß eines viermotorigen Lancasterbombers machte uns

stolz, auch wenn der nicht unserer Batterie, sondern der am Südrand der Stadt gelegenen Batterie Zigankenberg zugesprochen wurde. Die, wie es hieß, ziemlich verkohlten Besatzungsmitglieder sollen Kanadier gewesen sein.

In der Regel jedoch war der Dienst öde, wenn auch anders öde als der Schulbetrieb. Besonders stanken uns das nächtliche Wacheschieben und die Belehrungen in Sachen Ballistik, die sich in der muffigen Unterrichtsbaracke hinzogen. Dabei kam Langeweile auf, die zum Rückfall in schülerhaftes Verhalten einlud. Mit ausgedachten Mädchengeschichten alberten wir herum. So vergingen die Tage.

Jedes zweite Wochenende war dienstfrei. Wir durften, so hieß es, »zu Muttern« nach Hause. Und jedesmal kappte die Enge der Zweizimmerwohnung die Spitzen meiner Vorfreude auf den Besuch.

Da half kein Vanillepudding mit Mandelsplittern, dessen Zutaten der Vater, ein Familienkoch aus Neigung, den knappen Lieferungen abgezweigt und für festliche Anlässe gehortet hatte. Extra für mich übergoß er den aus der Form gestürzten Pudding mit Schokoladensoße und stellte ihn zur Begrüßung auf den extra für den Sohn gedeckten Tisch.

Doch nichts Süßes half gegen die Enge. Ich stieß mich an allem, zum Beispiel am fehlenden Bad und Klo unserer Wohnung. In der Batterie Kaiserhafen gab es immerhin den Dushraum und weitab die Mannschaftslatrine. Nebeneinander hockten wir auf dem Donnerbalken. Jeder schiieß neben jedem. Das störte mich nicht.

Zu Hause aber wurde mir das Klo auf der Zwischenetaße, das vier Mietparteien benutzten, mehr und mehr peinlich bis ekelhaft, weil es immer verdreckt von den Nach-

barskindern oder besetzt war, wenn es nötig wurde. Eine Stinkzelle, deren Wände Finger beschmiert hatten.

Wie eine Schande verbarg ich das Außenklo vor anderen, weshalb ich keinen meiner Mitschüler, denen zu Hause die Badewanne und die exklusive Toilette selbstverständlich waren, zu mir eingeladen habe. Nur Egon Heinert, dem in der Luisenstraße gleichfalls ein Außenklo stank, kam manchmal und lieh mir Bücher.

Das Zweizimmerloch. Die Falle der Herkunft. Dort engte alles den Wochenendheimkehrer ein. Selbst die Hand der Mutter konnte die Nöte des Sohnes nicht wgstreicheln. Wenn ihm auch nicht mehr zugemutet wurde, im Elternschlafzimmer, in dem überdies die Schwester schlief, ins Bett zu kriechen, blieb er dennoch im Wohnzimmer, wo die Couch aufgebettet für die Nacht auf ihn wartete, Zeuge eines Ehelebens, das sich regelmäßig vom Sonnabend auf den Sonntag vollzog. Ich hörte oder meinte zu hören, was ich, wenn auch gedämpft nur, von Kindheit an im Ohr und somit als monströses Ritual im Kopf hatte: ankündigendes Geflüster, Schmatzlaute, das knarrende Bettgestell, die seufzende Roßhaarmatratze, Ächzen, Gestöhn, alle Geräusche, die dem Geschlechtsverkehr eigen und, im Dunkeln erlebt, besonders einprägsam sind.

Als Kind hatte ich das greifbar nahe Getümmel neugierig und über lange Zeit ahnungslos hingenommen. Nun aber wollte dem tagsüber uniformierten Luftwaffenhelfer unerträglich sein, was er im Schlafanzug hörte, wenn der Vater, sobald der Sohn auf Kurzurlaub war, über die Mutter herfiel.

Dabei ist nicht sicher, ob sie es miteinander trieben, wenn der Sohn in Hörweite wach auf der Couch lag. Viel-

mehr ist zu vermuten, daß die Eltern auf den Beurlaubten Rücksicht nahmen und voneinander keinen Gebrauch machten. Allein die Erwartung von Geräuschen, deren variationsarme Abfolge wie vorgeschrieben war, brachte mich um den Schlaf.

Im Dunkeln war mir überdeutlich jegliche Spielart des ehelichen Gerammels vor Augen. Und immer opferte sich in dem jederzeit abspielbaren Film die Mutter: sie gab nach, ließ zu, hielt hin bis zur Erschöpfung.

Des Muttersöhnchens Haß auf den Vater, diese unterschwellige Gemengelage, die bereits den Ablauf griechischer Tragödien bestimmt und den Seelendoktor Freud und dessen Schüler so einfühlsam und beredt gemacht hat, wird bei mir, wenn nicht Ursache, dann zusätzlicher Antrieb gewesen sein, wohin auch immer das Weite zu suchen.

Fluchtwege wurden sondiert. Alle liefen in eine Richtung. Nur weg von hier, an die Front, an eine der vielen Fronten, so schnell wie möglich.

Ich suchte Streit mit dem Vater. Der war nicht oder nur mit Hilfe massiver Vorwürfe zu stiften, weil er als friedfertiger Familienmensch schnell nachgab: immer bedürftig nach Harmonie. Ihm, dem Erzeuger, glänzte zugunsten seiner Kinder stets der Wunsch auf den Lippen: »Ihr sollt es mal besser haben...« – »Ihr werdet es bestimmt mal besser als wir haben...«

So eifrig ich ihn zum Popanz knetete, der Vater taugte nicht zum gefügigen Haßobjekt. Aus Sicht seiner hellblauen Augen werde ich ihm fremd, wie entsprungen dem Kuckucksei vorgekommen sein. Meine kleine Schwester hing an ihm zärtlich, vielleicht die Härte des Bruders ein wenig mildernd.

Und die Mutter? Oft saß sie am Klavier, ohne zu spielen. Sie war ermüdet vom Geschäft mit immer knapperem Warenangebot. Oder sie litt wie der Vater und die Schwester unter dem Kurzaufenthalt des Sohnes und Bruders, der vorgab, besonders leidensfähig zu sein.

Und doch können die mir unerträglich gewordene Zweizimmerwohnung und das Vierfamilienklo auf der Zwischenetage nicht als einzig ursächlicher Anlaß dafür erhalten, daß ich mich eines unbestimmten Tages freiwillig gemeldet habe. Meine Schulfreunde wuchsen in Fünzimmerwohnungen mit Badezimmer und Toilette auf, in denen es Toilettenpapier von der Rolle weg gab und nicht wie bei uns zu Quadraten gerissene Zeitung. Einige wohnten sogar in protzigen Villen am Uphagenweg und längs der Hindenburgallee, hatten eigene Zimmer und wünschten sich trotzdem, weit weg und draußen an der Front zu sein. Wie ich wollten sie sich möglichst furchtlos in Gefahr erleben, Schiff nach Schiff versenken, reihenweise feindliche Panzer knacken oder in den neuesten Messerschmitt-Maschinen des Feindes Terrorbomber vom Himmel holen.

Doch nach Stalingrad war die Frontlage überall rückläufig. Wer ihr, wie mein Onkel Friedel, mit buntköpfigen Stecknadeln auf extra vergrößerten und auf Pappe geklebten Landkarten folgte, hatte Mühe, im Osten wie in Nordafrika auf dem laufenden zu bleiben. Allenfalls konnte das verbündete Japan Erfolge bei Seeschlachten und vom Vormarsch in Burma melden. Und unsere U-Boote fütterten ab und an Sondermeldungen mit der Anzahl versenkter Schiffe des Feindes bei genauer Angabe der summierten Bruttoregistertonnen. Im Atlantik und nahe dem Eismeer griffen sie in Rudeln Geleitzüge an.

Keine Wochenschau, die mir nicht die erfolgreiche Heimkehr der Boote ins Bild gesetzt hätte. Und da es dem Kurzurlauber, der nach dem Kinobesuch noch lange schlaflos auf der Couch im Wohnzimmer lag, mühelos gelang, sich in eines der Siebenhundertfünfzigtonnenboote zu versetzen, konnte ich mich als Maat bei schwerer See auf Turmwache sehen: gekleidet in Ölzeug, gischtumsprüht, das Fernglas auf den tanzenden Horizont gerichtet.

In vorausweisendem Eifer wünschte sich der zukünftige Kriegsfreiwillige siegreiche Feindfahrten und nach überstandenen Gefahren – der Feind sparte nicht an Wasserbomben – die Rückkehr zu einem der U-Bootbunker an Frankreichs Atlantikküste. Der Mannschaft eingereiht, steht er neben dem bärtigen Kaleu unter Wimpeln, die jeweils versenkte Schiffe signalisieren. Begrüßt wird der verloren geglaubte Haufen so bildgenau von der flotten Marschmusik einer Marinekapelle, wie der Kinogänger mal um mal die glückliche Heimkehr seiner Helden gesehen hatte; von all den Booten, die samt Mannschaft irgendwo abgesoffen waren, fehlten bewegte Bilder.

Nein, keine Zeitung hat mich so heldengläubig gemacht – die Eltern waren nicht auf den strammen »Vorposten«, sondern auf die sachlich betulichen »Neuesten Nachrichten« abonniert –, vielmehr ist es die Wochenschau gewesen, die mich mit schwarzweiß geschönten Wahrheiten bediente, an die ich zweifelsfrei glaubte.

Vorm Kultur- und Hauptfilm lief sie. In den Langfuhrer Kunstlichtspielen oder im Altstädtischen Ufa-Palast in der Elisabethkirchengasse sah ich Deutschland umringt von Feinden, nunmehr im Abwehrkampf, der heldenhaft auf Rußlands endloser Steppe, im heißen Sand der Libyschen

Wüste, am schützenden Atlantikwall und mit U-Booten auf allen Weltmeeren geführt wurde, zudem an der Heimatfront, wo Frauen Granaten drehten und Männer Panzer montierten. Ein Bollwerk gegen die rote Flut. Ein Volk im Schicksalskampf. Die Festung Europa, wie sie der Macht des angloamerikanischen Imperialismus standhielt; bestimmt verlustreich, denn in den »Danziger Neuesten Nachrichten« nahmen von Tag zu Tag Anzeigen zu, die schwarzumrandet und geschmückt mit dem Balkenkreuz vom Soldatentod für Führer, Volk und Vaterland Zeugnis gaben.

Gingen meine Wünsche etwa in diese Richtung? War der Wirrnis meiner Tagträume ein wenig Todessehnsucht beigemischt? Wollte ich meinen Namen dergestalt schwarzumrandet verewigt sehen? Wohl kaum. Zwar werde ich selbstsüchtig einsam, aber nicht altersbedingt lebensmüde gewesen sein. Also nur dumm?

Nichts gibt Auskunft darüber, was in einem fünfzehnjährigen Jungen vorgeht, der aus freien Stücken unbedingt dorthin will, wo gekämpft wird und – was er ahnen könnte, sogar aus Büchern weiß – der Tod seine Abstriche macht. Vermutungen lösen einander ab: Ist es der Andrang überbordender Gefühlsströme gewesen, die Lust, eigenmächtig zu handeln, der Wille, übereilt erwachsen, ein Mann unter Männern zu sein?

Wahrscheinlich war es dem Luftwaffenhelfer möglich, den fälligen Wochenendurlaub gegen einen dienstfreien Mittwoch oder Donnerstag zu tauschen. Soviel ist sicher: nach längerem Fußmarsch nahm ich die Straßenbahn von Heubude zum Hauptbahnhof, von dort den Zug über Langfuhr, Zoppot nach Gotenhafen, einer Stadt, die wäh-

rend meiner Kindheit Gdingen und auf polnisch Gdynia geheißen hatte. Zu schnell gewachsen, hing ihr keine Geschichte an. Neubauten mit flachen Dächern zogen sich bis zum Hafen hin, dessen Kaianlagen und Molen die offene See begrenzen. Dort wurden Marinerekruten zu U-Bootfahrern gedrillt. Das geschah auch anderswo, in Pillau, weit weg. Gotenhafen bot sich erreichbar nah an.

Eine knappe Stunde Fahrt brachte mich ans Ziel meiner auf blankes Heldentum getrimmten Wünsche. War es im März oder unter Aprilwetter? Wahrscheinlich regnete es. Der Hafen im Dunst. Dort lag am Oxhöft-Kai festgemacht das ehemalige KdF-Schiff *Wilhelm Gustloff* vor Anker und wurde von einer U-Boot-Lehrdivision als schwimmende Kaserne benutzt. Genau wußte ich das nicht. Der Kriegshafen und die Werft galten als Sperrgebiet.

Sechzig Jahre später, als ich, um ein Menschenleben verzögert, endlich die Novelle »Im Krebsgang« schreiben konnte, die von jenem Motorschiff namens *Wilhelm Gustloff*, ihrem umjubelten Stapellauf, den beliebten Kreuzfahrten in Friedenszeiten und ihrer im Krieg beschlossenen Umrüstung zum verankerten Kasernenschiff, vom abermaligen Auslaufen und ihrer menschlichen Fracht – tausend Rekruten und vieltausend Flüchtlinge –, schließlich von ihrem Untergang am 30. Januar 1945 auf Höhe der Stolpebank handelt, wußte ich jede Einzelheit der Katastrophe: die Temperatur, zwanzig Grad unter null, die Zahl der Torpedos, drei...

Indem ich vom zeitlich verschränkten Verlauf des Geschehens berichtete, doch unter der Hand eine Novelle schrieb, sah ich mich als einen der U-Boot-Rekruten an Bord der sinkenden *Gustloff*. So war zu errahnen, was die

Siebzehnjährigen vor ihrem frühen Tod in der eisigen Ostsee unter Matrosenmützen im Kopf gehabt haben mögen: schnelles Glück verheißende Mädchen und zukünftige Heldentaten, wobei sie – mir auch darin gleich – an ein Wunder, den Endsieg glaubten.

Ich fand die Meldestelle in einem Flachbau aus polnischer Zeit, in dem hinter beschilderten Türen andere Vorgänge verwaltet, organisiert, weitergeleitet und in Aktenordnern gesammelt wurden. Nach der Voranmeldung hieß es warten bis zum Aufruf. Zwei, drei ältere Jungs, mit denen nicht viel zu reden war, kamen vor mir dran.

Als eigentlich zu jung wollten mich ein Stabsfeldwebel und ein Obermaat abwimmeln: Mein Jahrgang sei noch nicht reif. Der werde bestimmt noch aufgerufen. Zur Übereile bestehe kein Grund.

Sie rauchten und tranken Milchkaffee aus bauchigen Tassen. Einer der aus meiner Sicht älteren Herren – war es der Stabsfeldwebel? – spitzte, während ich redete, mehrere Bleistifte auf Vorrat. Oder habe ich ähnlich pedantische Vorsorge in einem Film – weißnichtinwelchem – gesehen?

Hat der Luftwaffenhelfer in Uniform oder in Zivil, womöglich in kurzen Hosen und Kniestrümpfen, aus gehörigem Abstand zum Tisch stramm Haltung angenommen – »Melde mich freiwillig zum Dienst bei der U-Bootwaffe!« –, zackig wie geübt?

Wurde er aufgefordert, Platz zu nehmen?

Kam er sich mutig und jetzt schon andeutungsweise wie ein Held vor?

Nur ein verwischtes Bild, dem kein Gedanke abzulesen ist, gibt Antwort.

Jedenfalls muß ich beharrlich geblieben sein, selbst als gesagt wurde, zur Zeit bestehe an freiwilligen U-Boot-Rekruten kein Bedarf: Annahmestopp.

Dann hieß es, der Krieg werde bekanntlich nicht nur unter Wasser geführt, man wolle mich deshalb vormerken und die Meldung an andere Dienststellen weiterleiten. Für planmäßig neuaufgestellte Panzerdivisionen gebe es, sobald der Jahrgang siebenundzwanzig dran sei, bestimmt Möglichkeiten. »Nur keine Ungeduld, Jungchen, euch holt man noch früh genug...«

War der Kriegsfreiwillige sogleich flexibel: »Wenn nicht zu den U-Booten, dann von mir aus zur Panzerwaffe...«

Hat er Fragen nach allerneuesten Kettenfahrzeugen gestellt? »Käme ich dann im Tiger zum Einsatz?«

Wieder wird es die Wochenschau gewesen sein, die den Kinogänger vormilitärisch geschult hatte: Rommels Panzer im Wüstensand.

Womöglich habe ich mit meinen aus dem »Weyer« und aus »Köhlers Flottenkalender« geklaubten Schülerkenntnissen geprahlt.

Sogar die Einzelheiten japanischer Schlachtschiffe, Flugzeugträger und Kreuzer sowie deren Erfolge im Pazifik waren mir geläufig, etwa die Eroberung Singapurs, der Kampf um die Philippinen und – was mir in Zahl und Wort bis heutzutage anhängt – die Bewaffnung und Geschwindigkeit in Knoten der schweren Kreuzer *Hurutaka* und *Kako*. Mit Vorliebe hortet die Erinnerung Schrott, also Gegenstände, die versprechen, selbst im abgewrackten Zustand dauerhaft zu sein.

Irgendwann hatten der onkelhafte Feldwebel und der ziemlich barsche Obermaat genug gehört. Indem sie deutlich das Vorstellungsgespräch abbrachen, wurde versichert, man wolle meine Bewerbung befürworten. Naja, vorher komme ja noch der Arbeitsdienst auf mich zu. Der werde sogar Kriegsfreiwilligen nicht erspart. Zackzack!

Da lerne man fleißig Spatengriffe kloppen. »Die ziehen euch da die Hammelbeine lang...«

Während ich mir den Jungen von einst herbeibefehle, auf daß er mit nackten Knien über geringelten Strümpfen und in Schnürschuhen strammsteht, die er zuvor wie zum Appell geputzt hat, und dabei bemüht bleibe, Bilder aus zweiter Hand – Filmszenen, Angelesenes – zu meiden, ist mir, als hörte ich die beiden älteren oder mir damals alt vorkommenden Herren in Uniform lachen, spöttisch bis mitleidig, als wüßten sie, was dem Jungen in kurzen Hosen bevorstand. Des Feldwebels linker Jackenärmel war leer.

Dann verging Zeit. Wir gewöhnten uns an das Barackenleben in Doppelstockbetten. Ein Sommer ohne Ostsee und Badesaison zog sich hin. Die Redewendungen eines Unteroffiziers, der vorgab, Philosophie studiert zu haben, fädelten sich unserem Schülerjargon ein: »Ihr seinsvergessenen Hunde!« beschimpfte er uns. »Euch wird man das bißchen Eigentlichkeit noch austreiben müssen.« Unser Anblick brachte ihn dazu, vor sich »die Geworfenheit eines Scheißhaufens« zu sehen. Doch sonst war er harmlos. Kein Schleifer. Einer, der sich gern reden hörte, wovon er später, bis in die Materniaden der »Hundejahre« hinein, Gebrauch machte.

Vom Hafengelände her, wo neben Fabrikanlagen undefinierbares Zeug weißlich gehäuft lag und Krähen anzog, überfiel uns bei Nordwestwind übler Gestank. Und was ich noch sah und roch. Und was sonst noch Spätfolgen hatte. Wir aßen weißnichtmehrwas.

Gegen Ende August bezogen ukrainische Hilfwillige, Hiwis genannt, eine neu aufgestellte Baracke. Sie waren

nicht viel älter als wir und sollten die Geschützmannschaften der Batterie bei anfallenden Nebentätigkeiten wie Küchendienst und Erdarbeiten entlasten. Am Abend saßen sie vor den Geräteschuppen still für sich.

Doch zwischen den Gefechtsübungen und dem Ballistikunterricht jagten wir mit ihnen gemeinsam im Waschraum und hinter der Küchenbaracke sowie in den Unterständen der Achtkommaacht-Geschütze langschwänzige Ratten. Einer von uns – oder war es ein Hiwi? – fing sie mit bloßer Hand. Nach Vorweis von mehr als zehn abgehackten Schwänzen wurden wir unterschiedlich entlohnt: die Luftwaffenhelfer mit Dropsrollen von fruchtigem Geschmack, die altgedienten Flaksoldaten mit Zigaretten und die Hiwis mit Machorka, einem Tabak, den die Russen bevorzugten.

Doch so erfolgreich wir Beute machten und die Plage eindämmten, einen Sieg über die Ratten konnte die Batterie Kaiserhafen weder laut feiern noch still als Erfolg buchen; wohl deshalb sind mir Jahrzehnte später diese nicht auszurottenden Nagetiere auf Länge eines Romans Gesprächig geworden. Sie träumten mir einzeln und als Rattenvölker. Sie verlachten mich, weil ich immer noch hoffte... Sie wußten es besser und gruben sich rechtzeitig ein... Einzig sie waren begabt, das Menschengeschlecht und dessen Hickhack zu überleben...

Kurz nach meinem sechzehnten Geburtstag wurde ich mit einem Teil der Kaiserhafen-Mannschaft in die Strandbatterie Brösen-Glettkau verlegt, die zum Schutz des nahen Flughafens gegen Tieffliegerangriffe zusätzlich mit Vierlingsflak bestückt war. Dort gab es mehr Kaninchen als langschwänzige Beute.

Während Freistunden werde ich mich in die Mulden der Stranddünen verdrückt und windgeschützt Herbstgedichte in ein Diarium gekritzelt haben. Überreife Hagebutten, tagtägliche Langeweile, Muscheln und Weltschmerz, der windgebeugte Strandhafer und ein angeschwemmter Gummistiefel gaben was her. Bei Küstennebel zahlte sich behaupteter Liebeskummer in Versen aus. Und nach Stürmen konnte dem Seetang klitzekleiner und mit Glück haselnußgroßer Bernstein abgesammelt werden. Einmal fand ich ein walnußgroßes Stück, in dem so etwas wie ein Tausendfüßler die Hethiter, Ägypter und Griechen, das Römische Reich und wassonstnoch überdauert hatte. Doch Kleckerburgen aus nassem Sand habe ich nicht mehr getürmt.

Zu Hause ging alles seinen kriegsbewirtschafteten Gang. Am Wochenende hielt sich der Streit mit dem Vater über die Dauer der Kurzaurlaubstages in Grenzen: vermutlich gefiel ich mir in der Mißachtung seiner Person, weil es ihn gab, weil er zwischen den Möbeln des Wohnzimmers im Anzug mit Krawatte und in Filzpantoffeln stand oder saß, weil er, die ewige Steingutschüssel vor der ewigen Küchenschürze, unentwegt Kuchenteig rührte, weil er es war, der sorgfältig alte Zeitungen zu Klopapier riß, und weil er, »uk geschrieben«, nicht an die Front mußte und mir deshalb unausweichlich war. Aber mit einer Armbanduhr Marke Kienzle beschenkte der Vater mich zum Geburtstag.

Die Mutter spielte kaum noch Klavier. Ihr Seufzen zur allgemeinen Lage mündete in den Satz: »Wenn das man gutgeht.«

Einmal hörte ich sie sagen: »Schade, daß der Heß weg ist. Den hab ich mehr gemocht als unsren Führer...«

Auch war von ihr zu hören: »Weiß überhaupt nich, warum man so gegen die Juden ist. Früher kam zu uns ein Vertreter für Kurzwaren. Zuckermann hieß der, war aber ausgesprochen nett und hat mir immer Rabatt gegeben...«

Nach dem Abendessen belegte sie den Eßtisch mit Lebensmittelmarken aller zugeteilten Produkte. Die mußten mittels Kartoffelmehlkleister auf Zeitungsbögen geklebt werden. Dann wurden die Bögen beim Wirtschaftsamt eingereicht, damit das Geschäft entsprechend dem Markennachweis mit neuer Ware beliefert werden konnte. Wir hatten, seitdem die Kaisers-Kaffee-Filiale am Max-Halb-Platz geschlossen worden war, mehr Zulauf an Kundenschaft.

Oft half ich beim Kleben. Die »Danziger Neuesten Nachrichten« gaben mit vergangenem Tagesgeschehen die Grundlage ab. Wahrscheinlich verdeckten Mehl- und Zuckermarken den jeweiligen Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht, in dem anstelle von Rückzug das Wort Frontbegradigung die allgemeine Lage beschwichtigte. Namen von Städten, die geräumt wurden, waren mir vom Vormarsch her noch geläufig. Die Marken für Fett und Speiseöl könnten Seiten bedeckt haben, die man mit angezeigtem Soldatentod gefüllt hatte. Die für Hülsenfrüchte machten entweder das von Woche zu Woche wechselnde Kinoprogramm oder die Seite mit Kleinanzeigen unleserlich.

Manchmal half der Vater. So, beim Kleben der Marken, kamen wir uns näher. »Lenchen« nannte er seine Frau. Sie sagte »Willy« zu ihm. Mich riefen sie »Jungchen«. »Dad-dau«, die Schwester, half so gut wie nie.

Während der Kleister trocknete, lieferte das Radio im sonntäglichen Wunschkonzert die dort dauerhaft angesie-

delten Lieblingsmelodien der Mutter: »Ach, ich habe sie verloren...« – »Horch, wie der Tauber ruft...« – »Allein, wieder allein...« – Solveigs Lied: »Der Winter mag scheiden...« – »Glocken der Heimat...«

Auch den Winter über war die Frontlage weiterhin rückläufig. Kaum noch Sondermeldungen. Aber mehr und mehr Ausgebombte suchten in der Stadt und in ihren Vororten Zuflucht. Unter ihnen die Schwester meines Vaters, Tante Elli, mit invalidem Mann und Zwillingsmädchen, die mir beide gefielen, eines besonders. Mit wenig geretteten Habseligkeiten kamen sie von Berlin her in die vom Krieg ausgespart heile Stadt, die sich in ihrer backsteingefügtten Altertümlichkeit so behäbig gab, als werde sich alles Kampfgeschehen auch weiterhin in entrückter Ferne zutragen.

Da die Filmpaläste wie in Friedenszeiten regelmäßig bespielt wurden, nutzte der Kinogänger den Wochenendurlaub. Mit einem der unentwegt berlinernden Zwillingsmädchen sah ich »Quax, der Bruchpilot« mit Heinz Rühmann und »Heimat« mit Zarah Leander. Es können auch andere Filme gewesen sein, die wir eng beieinander gesehen haben. Meine Cousine war ein Jahr älter und im Dunkeln fingerfertiger als ich.

Vermutlich ist mir im Verlauf des Winters jene Unterschrift, die mich in einer Gotenhafener Dienststube zum Kriegsfreiwilligen dieser oder jener Waffengattung gemacht hatte, zu einer Laune geworden, die verfliegen war und folgenlos blieb. Der Sog nach draußen, an welche Front auch immer, flachte ab. Mein Verlangen zielte mehr oder weniger genau woanders hin. Ich las Verse von Eichendorff und Lenau, verlor mich in Kleists »Kohlhaas«, in Hölderlins »Hyperion« und schob seitlich der

Flakgeschütze gedankengeladen Wache. Mein Blick verlief sich auf der weithin vereisten Ostsee. Dort, im Nebel auf der Reede, lagen Frachtschiffe vor Anker, schwedische womöglich.

Etwa um diese Zeit, noch vor Frühlingsbeginn, kam mir mit der Feldpost jener Brief zu, den der schwarzbezpöfte Gegenstand meiner ersten und in ihrer Inbrunst durch nichts zu übersteigernden Liebe mit Schülerhand geschrieben hatte und dessen Rechtschreibfehler ich meinte korrigieren zu müssen. Was in dem Brief zu lesen stand, hat sich verflüchtigt. Bevor es sich ereignen konnte, zerfiel Glück in Scherben.

Jahre nach Kriegsende habe ich in Rotkreuzlisten nach einer verschollenen Person und im Danziger Heimatblättchen der Vertriebenen, das ab und zu von Klassentreffen ehemaliger Schülerinnen der Gudrun-, vormals Helene-Lange-Schule Bericht gab, den Namen eines Mädchens gesucht, das sich in wechselnder Gestalt versteckte, mir greifbar nah, dann wieder unwirklich war und in Büchern mal so, mal so hieß.

Einmal, Mitte der sechziger Jahre, glaubte ich sie vorm Hauptportal des Kölner Doms zu sehen, mit Topfhut, verhärmt. Sie bettelte. Von mir angesprochen, brabbelte eine annähernd zahnlose Frau das dort gängige Kölsch...

Und als wir gegen Ende der neunziger Jahre wieder einmal Gdańsk besuchten und in einer Privatwohnung zwischen kleinem Publikum auf engstem Raum die gelungene Aufführung der Theaterfassung meiner Erzählung »Unkenrufe« als deutsch-polnisches Kammerspiel sahen, kamen Ute und ich nach der Vorstellung an einem Altbau im ehemaligen Brunshöferweg vorbei. »Hier wohnte sie«, sagte ich und kam mir lächerlich vor.

Was ich verloren hatte, war anfangs kaum, dann aber doch leidlich zu verschmerzen. Mir blieb ja die bevorzugte Cousine. Und dienstlich gesehen ging es uns auf langweilige Weise erträglich bis gut. Unsere Ausbilder, kriegsmüde Unteroffiziere und Obergefreite, gaben sich milde und schienen dankbar zu sein, weil sie uns, »diese Hammelherde«, weitab vom Schuß »auf Vordermann« bringen durften.

Gleichförmig schlug im Strandbereich der Batterie die Ostsee an. Übungshalber wurden Kaninchen und – was verboten war – Möwen mit Kleinkalibergewehren geschossen. Vergeblich kämpfte ich gegen Pickel an. Bei Regenwetter spielten wir während dienstfreier Stunden Dame, Mühle oder Skat.

Diese Kurzweil hätte sich den Frühling über, der nun nicht mehr vor sich hinzögerte, und bis in den Sommer hinein ereignislos hinziehen können. Da lag mir kurz nach der Musterung im Gebäude des Wehrbezirkskommandos am Wiebenwall, zu der Jahrgang nach Jahrgang alle Wehrpflichtigen mußten, die Einberufung zum Reichsarbeitsdienst als gestempeltes Papier vor.

Ich war nicht der einzige, dem sie per Einschreiben auf den Tisch kam. Wie Regelwerk lief das ab. Jahrgang siebenundzwanzig war dran. Dienstdauer drei Monate. Der Dienstantritt war auf einen der letzten April- oder ersten Maitage datiert. Mit anderen Jungs, für die sogleich nachwachsender Ersatz aus Danzigs Oberschulen kam, wurde ich als Luftwaffenhelfer abgemustert, trug wieder Kniestrümpfe zu kurzen Hosen und fand weder vorm Spiegel noch auf Besuch bei Freunden, die hübsche Schwestern hatten, Gefallen an mir.

Das alles geschah in kurzen Abständen nacheinander und auf eng abgestecktem Raum, während gleichzeitig

und fernab den Toten blecherne Erkennungsmarken genommen und den noch Lebenden metallene Orden angehängt wurden.

Den Winter über bis in den Frühling hinein hatten Meldungen über Frontverkürzungen im Osten – Kiew wurde geräumt – und über Kämpfe, die sich Japaner und Amerikaner um Inseln im Pazifik lieferten, zudem Ereignisse in Südeuropa meine Geografiekenntnisse abermals erweitert: nach dem Abfall des italienischen Verbündeten, der uns als hundsgemeiner Verrat galt, und der Befreiung des Duce durch unsere Fallschirmjäger in den Abruzzenbergen – Skorzeny hieß der neueste Held – hielt der Kampf um die Trümmer des Klosters Montecassino an. Die Angloamerikaner landeten an der Küste oberhalb Roms und erweiterten einen Brückenkopf, der noch immer unkämpft war, als ich die schicke Luftwaffenhelferuniform ablegen mußte und mich bald darauf in den wenig kleidsamen Klamotten des Reichsarbeitsdienstes sah: die waren kackbraun, so daß man sagen konnte, ich und die anderen, wir sahen bekackt aus. Vor allem wirkte die Kopfbedeckung, ein hochgebeulter Filzhut mit Delle, lächerlich und wurde, als wäre er nur zum Wegwerfen geeignet, »Arsch mit Griff« genannt.

In meiner frühen Novelle »Katz und Maus«, die, kaum erschienen, als jugendgefährdend eingestuft werden sollte, dann aber als Schulstoff freigegeben wurde und seitdem der Interpretationslust mehr oder weniger lehrplangläubiger Pädagogen ausgesetzt ist, trägt Joachim Mahlke als tragikomische Figur zeitweilig diesen unansehnlichen Hut. So sah ihn der Erzähler Pilenz im Olivaer Schloßpark. Und auch die Tucheler Heide, eine Gegend, in der mein Arbeitsdienstlager aus ins Viereck gebrachten Baracken

und dem Wirtschaftsbau bestand, entsprach der flachen bis leicht gehügelten Landschaft, in der sich eine Episode lang Joachim Mahlkes Werdegang zum Kriegshelden abspielt: »...schöne Wolken über Birken und Schmetterlingen, die nicht wußten, wohin. Blankdunkle und kreisrunde Teiche im Moor, aus denen man mit Handgranaten Karuschen und bemooste Karpfen fischen konnte. Natur, wo man hinschieß. Kino gab es in Tuchel...« Ergänzend sind Sandböden, Mischwald und Wacholdergebüsch erwähnenswert; ein für polnische Partisanen geeigneter Aktionsraum.

Dennoch habe ich meine Arbeitsdienstzeit in anders geschichteter Erinnerung. Sie unterscheidet sich von dem, was Pilenz aus seinem Schreibzwang dem Großen Mahlke nachsagt, nicht nur in Einzelheiten, sondern auch in ihrer mich bloßstellenden Tendenz: ich verpaßte die Gelegenheit, in erster Lektion das Zweifeln zu lernen, eine Tätigkeit, die mich viel zu spät, dann aber gründlich befähigte, jedweden Altar abzuräumen und mich jenseits vom Glauben zu entscheiden.

Das fiel nicht immer leicht, denn wiederholt wurden Hoffnungsfeuer entfacht, die dazu einluden, in ihrer Nähe das unterkühlte Gemüt zu wärmen. Mal war es das Verlangen nach dauerhaftem Frieden und Gerechtigkeit für alle, dann das Konsumglück des »American way of life«, heute soll der neue Papst Wunder wirken...

Von Beginn an durfte ich als Arbeitsdienstmann, wie es hieß, »eine ruhige Kugel schieben«, weil ich flink zeichnen, mit Farbe umgehen konnte und deshalb als privilegiert galt. Die Wände des Kantinenraums für Ausbilder und Mannschaft, der sich im gemauerten Wirtschaftsge-

bäude befand, sollten mit Bildern geschmückt werden, für die das Wacholdergebüsch, ein wolkenpiegelndes Wasserloch und die Birken der flachen bis hügeligen Heide anregend zu sein hatten. Gewünscht, doch nicht befohlen wurde eine planschende Nixe.

Um naturnahe Studien zu machen, wurde ich freigestellt, nahm zwar vormittags am üblichen Drill teil – Griffe kloppen, zuerst mit dem Spaten, dann mit dem Karabiner 98 –, am Nachmittag jedoch durfte ich mit dem Aquarellkasten, der Wasserflasche und dem Pelikanblock das Lager verlassen. Schöne Wolken, blankdunkle Teiche und Birken vor oder hinter mächtigem Findlingsgestein kamen farbensatt aufs Papier. Dabei fiel ein Stoß Skizzen für den später mit Leimfarben auf weiße Wände gepinselten Kantinenschmuck ab. Weil von früh an auf Bäume fixiert, könnte eine einzeln stehende Eiche mein bevorzugtes Motiv gewesen sein.

Und weil ich immer noch gerne und bis in meine alten Tage, sei es auf Reisen oder im Behlendorfer Obstgarten, nach der Natur aquarelliere, fällt es mir leicht, mich am Rand blubbernder Moorlöcher oder erhöht auf rundgebuckelten Steinen sitzen zu sehen, die nach dem Ende der letzten Eiszeit liegengeblieben waren.

Brav malte ich flache oder bis weithin gehügelte Gegend und war dabei, wenn ich mich streng befrage, nicht frei von Furcht. Hinter kugeligem Wacholdergebüsch oder verdeckt von entfernt aus der Heide ragenden Findlingen, überall hätten Partisanen mit erbeuteten Karabinern auf Lauer liegen können. Im Visier des Schützen wäre als Ziel ein Arbeitsdienstmann, der beim eifrigen Pinseln Grimassen schnitt, mit erstem Schuß zu treffen gewesen.

Bevor sie begann, hätte die Laufbahn des Kriegsfreiwilligen ihr Ende gefunden. Zudem war ich unbewaffnet.

Die griffbereit gelegten Karabiner wurden anfangs nur vormittags zum Exerzieren und fürs Schießen auf Scheiben oder Pappkameraden ausgeteilt.

So unterbelichtet und mit verwackelten Konturen ich selbst und mein Alltag als Arbeitsdienstmann ins Bild kommen, die Zuteilung der Gewehre dauert schmerzlich genau an, bis heute.

Tag für Tag lief eine Zeremonie ab, die von einem aus Prinzip ernstgesichtigen Unterfeldmeister vollzogen wurde, dem die Waffenkammer unterstand. Er teilte aus, wir griffen zu. Mann nach Mann erlebte sich bewaffnet. Offenbar sollte ein jeder Arbeitsdienstmann sich geehrt fühlen, sobald er Holz und Metall, Kolben und Lauf des Karabiners im Griff hatte.

Und es war wohl auch so, daß wir Jungs uns zu Männern aufpumpten, wenn wir stramm mit der Knarre bei Fuß standen, sie präsentierten oder geschultert trugen. Womöglich nahmen wir den Spruch »Das Gewehr ist die Braut des Soldaten« wörtlich. Wir sahen uns, wenn nicht als verheiratet, dann als verlobt mit dem Karabiner 98.

Wenn aber hier betont wiederholt »wir« gesagt wird, steht der formierten und leicht zu verkuppelnden Mehrzahl dennoch eine Ausnahme quer, die mir als Gestalt deutlicher vor Augen ist als der begünstigte Wandmaler, dessen fleißige Pinselei und alles, was sonst noch unter dem heiter bis wolkgigen Himmel über der Tucheler Heide geschah.

Die Ausnahme war ein hochaufgeschossener Junge, der weizenblond, blauäugig und im Profil so langschädlig geraten war, wie ihn sonst nur Lehrtafeln für die Aufzucht der nordischen Rasse beispielhaft ins Bild brachten. Kinn, Mund, Nase, Stirn gaben, mit einer Linie gezeichnet, die

Zeugnisnote »rasserein« ab. Ein Siegfried, ähnlich dem Lichtgott Baldur. Er strahlte heller als Tageslicht. Kein Fehl haftete ihm an, nicht eine winzige Warze am Hals, an der Schläfe. Nicht daß er lispelte oder gar stotterte, sobald er auf Befehl Auskunft zu geben hatte. Niemand war ausdauernder beim Dauerlauf und mutiger beim Sprung über modrige Gräben. Kein anderer war so fix, wenn es darum ging, in Sekundenschnelle eine steile Kletterwand zu überwinden. Fünfzig Kniebeugen schaffte er, ohne zu ermatten. Bei Wettkämpfen Rekorde zu brechen, wäre ihm ein leichtes gewesen. Nichts, kein Tadel trübte sein Bild. Doch zur wirklichen Ausnahme wurde er, dessen Vor- und Nachname mir wie ausgelöscht sind, durch Verweigerung.

Er wollte nicht Gewehrgriffe kloppen. Mehr noch: er weigerte sich, Kolben und Lauf der Waffe anzufassen. Noch schlimmer: wurde ihm der Karabiner vom stets todernsten Unterfeldmeister in die Hand gedrückt, ließ er ihn fallen. Er oder seine Finger handelten strafwürdig.

Gab es ein größeres Vergehen, als schußlig oder gar vorsätzlich und befehlsverweigernd die Knarre, das Gewehr, die anverlobte Braut des Soldaten, in den Staub des Exerzierplatzes fallen zu lassen?

Mit dem Spaten, dem eigentlichen Werkzeug eines jeden Arbeitsdienstmannes, tat er alles, was befohlen wurde. Es gelang ihm, das Spatenblatt so spiegelhell zu präsentieren, daß es vor seinem nordischen Profil wie ein Sonnenschild stand. Anbetungswürdig und mustergültig war er anzuschauen. Die Wochenschau hätte ihn, soweit das Großdeutsche Reich noch bespielbare Kinos bot, wie eine überirdische Erscheinung auf Leinwände projizieren können.

Auch was den kameradschaftlichen Umgang betraf, wäre ihm ein Zeugnis mit Einsernoten zuzusprechen gewesen: Nußkuchen, von zu Hause geschickt, teilte er freiwillig aus, war immer hilfsbereit. Ein Junge von freundlich gutmütiger Art, der klaglos alles tat, was ihm abverlangt wurde. Auf Wunsch putzte er nach seinen Stiefeln auch die seiner Stubenkameraden so vorschriftsmäßig, daß sie beim Appell selbst dem strengsten Unterfeldmeister zur Augenweide wurden. Putzlappen und Bürste waren ihm handlich, nur das Gewehr faßte er nicht an, die Waffe, den Karabiner 98, an dem er wie wir alle vormilitärisch ausgebildet werden sollte.

Jegliche Art von Strafdienst wurde ihm auferlegt, man hatte Geduld, aber nichts half. Sogar das Ausschöpfen der Mannschaftslatrine mit dem Eimer an langer Stange, in dem Gewürm wimmelte, eine Strafe, die im Barras-Jargon »Honigschleudern« genannt wurde, besorgte er ohne Widerspruch stundenlang gründlich, indem er, von Fliegen umwölkt, die Scheiße unterhalb des Donnerbalkens aus der Grube holte und zum Abtransport randvoll in Kübel füllte, um bald danach, frisch geduscht und angetreten zur Gewehrübernahme, wiederum den Zugriff zu verweigern: wie in Zeitlupe sehe ich die Waffe fallen und im Staub aufschlagen.

Anfangs stellten wir Fragen, versuchten es mit Gutzureden, denn eigentlich mochten wir ihn, diesen »komischen Heini«: »Greif zu, halt einfach fest!«

Seine Antwort beschränkte sich auf wenige Wörter, die bald als geflüstertes Zitat in Umlauf kamen.

Als aber seinetwegen Strafdienst angeordnet wurde und wir alle in praller Sonne bis zum Umfallen geschliffen wurden, begann jedermann ihn zu hassen.

Auch ich versuchte mich in Wut zu bringen. Es wurde erwartet, daß wir ihn in die Mangel nahmen. Das taten wir. Wie er uns, so setzten wir ihn unter Druck.

In seiner Mannschaftsstube wurde er sogar von jenen Jungs verprügelt, denen er zuvor die Stiefel blitzblank geputzt hatte: alle gegen einen.

Durch die Bretterwand zwischen Stube und Stube, weil mir eingeprägt, höre ich sein Wimmern. Ich höre Lederkoppel klatschen. Jemand zählt laut mit.

Doch weder Prügel noch angedrohte Schikanen, nichts konnte ihn zwingen, endlich doch zuzugreifen. Als einige Jungs auf seinen Strohsack pißten, ihn so zum Bettnässer stempeln wollten, nahm er auch diese Demütigung hin und sagte bei nächster Gelegenheit sein unverändertes Sprüchlein auf.

Der unerhörte Vorgang war nicht abzustellen. Morgen für Morgen, sobald wir zum Fahnenappell angetreten waren und gleich danach der Unterfeldmeister der Waffenkammer begann, mit gleichbleibend feierlichem Ernst die Gewehre auszuteilen, ließ er das für ihn bestimmte wie die sprichwörtlich heiße Kartoffel fallen. Sogleich stand der unbelehrbare Verweigerer wieder in strammer Haltung, die Hände an der Hosennaht, den Blick auf ein fernes Ziel gerichtet.

Ich kann nicht aufzählen, wie oft er seine nun sogar die befehlende Macht irritierende Vorstellung wiederholte, versuche mich aber an Fragen zu erinnern, die ihm Vorgesetzte bis hin zum Oberfeldmeister gestellt, mit denen wir ihn bedrängt haben. »Warum machen Sie das, Arbeitsdienstmann?« – »Wieso machste das, du Idiot?«

Seine nie variierte Antwort geriet zur Redensart und ist mir für alle Zeit zitierbar geblieben: »Wir tun sowas nicht.«

Stets blieb er im Plural. Mit nicht leiser, nicht lauter, mit heller Stimme, die ziemlich weit trug, sagte er für eine Mehrzahl aus, was er zu tun verweigerte. Man hätte vermuten können, daß, wenn nicht eine Armee, dann doch in Bataillonsstärke imaginäre Verweigerer hinter ihm standen, die allzeit bereit waren, den Kurzsatz zu bilden. Vier Wörter schnurrten zusammen, wurden zu einem: Wirtun-sowasnicht.

Auch nach Befragen wurde er nicht deutlicher, blieb bei dem unbestimmten »sowas« und weigerte sich, jenen Gegenstand, den er nicht in die Hand nehmen wollte, deutlich beim Namen, Gewehr, zu nennen.

Seine Haltung veränderte uns. Von Tag zu Tag bröckelte ab, was verfestigt zu sein schien. In unseren Haß mischte sich Staunen, schließlich in Fragen verkleidete Bewunderung: »Wie hält der Idiot das bloß aus?« – »Was macht ihn so stur?« – »Weshalb meldet er sich nicht krank, käsig, wie er aussieht mittlerweile?«

Wir ließen von ihm ab. Keine Prügel mehr auf den nackten Arsch. Die Aufsässigen unter uns, einige Jungs aus dem Elsaß oder aus Lothringen, die ein für jedermann unverständliches Gemaule von sich gaben, während Freistunden wie Kletten aneinanderhingen und sich bei nächstbesten Gelegenheit – nach Gepäckmarsch bei Dauerregen – in merkwürdigem Hochdeutsch krank meldeten, flüsterten auf französisch, was ihnen verboten war, irgend etwas, das soviel wie »einzigartig« bedeuten konnte.

Der Verweigerer stand erhöht, gleichsam auf einem Podest. Mehr noch: aus der Sicht unserer Vorgesetzten sah es so aus, als lasse unter dem Eindruck vereinzelter Verweigerung die allgemeine Disziplin nach. Verschärfter

Dienst wurde angeordnet, als seien weiterhin alle mit-schuldig, die seines Jahrgangs waren.

Und den Verweigerer brachte schließlich dann doch Arrest um den morgendlichen Auftritt. Dafür gab's eine Zelle. »Ab in den Bau!« hieß das Kommando. Doch so anhaltend er uns aus den Augen war, als Lücke blieb er deutlich.

Ab dann herrschte nur noch Zucht und Ordnung. Prompt fand das nachmittägliche Malen in freier Natur sein Ende. Die Pinsel wurden ausgewaschen. Wandbilder blieben unfertig. Leimfarbe trocknete ein. Nicht mehr privilegiert als jemand, der »eine ruhige Kugel« schieben durfte, stand mir als Drill nur noch eine Ausbildung zu, die sich auf zielgenaues Schießen, das Werfen von Handgranaten, den Angriff mit aufgepflanztem Bajonett und das Robben auf freiem Feld konzentrierte.

Nur noch manchmal war von ihm, der weiterhin unter Arrest einsaß, die Rede. Jemand – war es ein Unterfeldmeister oder einer von uns? – sagte: »Der gehört bestimmt zu den Zeugen Jehovas.« Oder wurde gesagt: »Der ist Bibelforscher, bestimmt?«

Dabei hat sich der blondblauäugige Junge mit dem rasereinen Profil nie auf die Bibel oder Jehova oder sonst eine Allmacht berufen, immer nur gesagt: »Wir tun sowas nicht.«

Eines Tages wurde sein Spind ausgeräumt: private Sachen, zu denen fromme Heftchen gehörten. Dann war er weg, abkommandiert, wie es hieß.

Wir haben nicht gefragt, wohin. Ich habe nicht gefragt. Doch allen war klar: nicht aus Gründen erwiesener Untauglichkeit wurde er entlassen, vielmehr, so flüsterten wir, »war der schon lange reif fürs KZ«.

Einige gaben sich witzig, ohne viel Gelächter zu ernten:
»Son Spinner gehört ins Konzertlager!«

Jemand wußte: »Das is ne Sekte, die sowas nicht tut.
Sind deshalb verboten, die Zeugen Jehovas.«

So redeten wir, wenngleich keiner genau wußte, weshalb sie unter Verbot standen, wofür sie zeugten und was sie sonst noch nicht taten. Aber sicher war allen, daß für Verweigerer solch beharrlicher Art nur eine Adresse zuständig sein konnte: Stutthof. Und da dieses Lager allen vom Hörensagen bekannt war, sah man ihn, der insgeheim nur noch »Wirtunsowasnicht« hieß, in Stutthof gut aufgehoben: »Da wird man Wirtunsowasnicht schon kleinkriegen, bestimmt!«

Lief das wie selbstverständlich ab?

Wurde ihm keine zählbare Träne nachgeweint?

Ging danach alles im gewohnten Trott weiter?

Was könnte mir durch den Kopf gegangen sein oder mich sonstwo irritiert haben, als er einerseits wie ein ansteckender Krankheitsträger in Quarantäne gebracht, also weg war, andererseits so auffällig fehlte, als müsse fortan mit einem sichtbaren Loch zur Seite exerziert, Wache geschoben, auf freiem Feld gerobbt, an langem Tisch Kartoffelsuppe gelöffelt, auf dem Latrinенbalken gehockt, Stiefel geputzt, geschlafen, feucht geträumt oder die Hand schnell zu Hilfe genommen und in den beginnenden Sommer hineingelebt werden? Der war trocken, heiß, windig. Überall lagerte Sandstaub ab, verdeckte vieles, so auch Gedanken, die mich gekratzt haben mögen.

Doch jenseits aller Nebenhandlung und auf den Punkt gebracht, sehe ich mich, wenn nicht froh, dann erleichtert, seitdem der Junge verschwunden war. Der Anflug von Zweifel an allem, was sich als Glaube felsenfest gab, flaute

ab. Und die Windstille in meinem Kopf wird wohl keinem Gedanken erlaubt haben, flügge zu werden. Nur Stumpfsinn machte sich in ihm breit. Zufrieden bin ich mit mir und satt. Ein Selbstbild aus diesen Tagen gäbe mich gut ernährt wieder.

Doch später, viel später, als ich für die Novelle »Katz und Maus« eine steile und absonderliche Figur, den vaterlosen Meßdiener, Oberschüler, Meistertaucher, Ritterkreuzträger und fahnenflüchtigen Helden Joachim Mahlke, entwarf, konnte mir der Verweigerer, den wir Wirtunsowasnicht nannten, Modell stehen, wenngleich Mahlke gegen einen übergroßen Adamsapfel ankämpfen mußte, er aber makellos zu sein schien, als er mal um mal das Gewehr fallen ließ, langsam, wie in vorsätzlich gedehnter Zeit, damit es sich einprägte.

Als dann der tägliche Bericht des Oberkommandos der Wehrmacht – angeschlagen am Schwarzen Brett – die Landung des angloamerikanischen Feindes an der Atlantikküste bekanntmachte und so abermals meine Geografiekenntnisse erweiterte – nur unsere Elsässer und Lothringer konnten die Ortsnamen normannischer und bretonischer Städte und Dörfer richtig aussprechen –, überdeckte die Schlacht am Atlantikwall alles zuvor Geschehene, also auch ihn, der für die Aufzucht der nordischen Rasse vorbildlich und uns Stachel im Fleisch hätte sein können.

Dennoch hielt der verschärfte Dienst an. Nachts schreckte zweimal Partisanenalarm das Lager auf, ohne daß Schüsse fielen oder sonstwas geschah. Einzel- und Doppelposten mußten im Umkreis des Barackengevierts Wache schieben.

Sobald ich vereinzelt auf Wache stand, versuchte ich meine Angst durch Gedankenflucht zu mindern. Darin

war ich geübt. Geschichte trat hinter sich und verwandelte sich schnurstracks in Legenden. Altpruzzische Gottheiten wie Perkun, Pikoll und Potrimp, die pommerellische Prinzessin Mestwina, Fürst Swantopolk, noch weiter zurück, die Goten auf Wanderschaft von der Weichselmündung zum Schwarzen Meer, jeweils zeitgemäß gerüstete Heerscharen bevölkerten meine Wachträume und halfen, die Furcht vor Partisanen kleinzuhalten.

Außerdem gehörte die Befestigung des Lagers zum Dienst. Gräben wurden ausgehoben, vermint Drahtverhaue gestellt. Eine komplizierte Alarmanlage mußte gelegt werden. Doch nichts Alarmierendes geschah, außer, daß wir ohne erkennbaren Anlaß an einem Sonntag in voller Mannschaftsstärke, etwa zweihundertfünfzig Jungs, im offenen Karree antreten mußten: nicht hellgrau in Drillich, sondern kackbraun, den »Arsch mit Griff« auf kurzgeschorenen Köpfen.

Von der Platzmitte aus, gleich neben dem Fahnenmast, sagte ein urplötzlich mit strammem Gefolge angereister RAD-Führer abgehackte Sätze auf. Von Schmach und feigem Verrat, der schmähhlichen Niedertracht und Tücke einer adligen Offiziersclique, vom gescheiterten, dank der Vorsehung gescheiterten Anschlag auf das Leben unseres heißgeliebten Führers und von Rache, erbarmungsloser, vom »Ausmerzen dieser Sippschaft« war die Rede. Dann nur noch von ihm, der – »ein wahres Wunder!« – überlebt hatte.

Mit nun längeren Sätzen wurde er als vom Schicksal Auserwählter gefeiert und wurden wir auf ihn eingeschworen: In dieser Stunde, von jetzt an, ab heute komme es auf uns, besonders auf uns an, denn vor allen anderen werde hier und in dieser Stunde, wie überall im Groß-

deutschen Reich, die nach ihm benannte Jugend aufgerufen, fortan in unverbrüchlicher Treue, und zwar bis zum Endsieg...

Ein Schauer ergriff uns. So etwas wie Frömmigkeit trieb Schweiß aus den Poren. Der Führer gerettet! Noch immer oder schon wieder war auf die Vorsehung Verlaß.

Beide Hymnen wurden gesungen. Dreimal wurde Sieg Heil gerufen. Zorn kam auf oder eher ziellose Wut auf noch namenlose Verräter.

Obleich mir so gut wie nie, nicht in der Schule und schon gar nicht im Kolonialwarenladen meiner Mutter, Adlige begegnet waren, versuchte ich mich in befohlenem Haß auf angeblich Blaublütige zu üben, bin aber dabei mutmaßlich in Zwiespalt geraten, denn aus der Zeitweil meiner gedanklichen Rückzüge in die Dunkelkammern der deutschen Geschichte bis hin zu ihren Lichtgestalten hatte ich mir Bewunderung für alle Stauferkaiser bewahrt. Dem zweiten Friedrich hätte ich gerne fernab in Palermo als Knappe gedient. Und was die Bauernkriege betraf, war ich nicht nur Thomas Müntzers Parteigänger, sondern sah mich gleichfalls auf Seiten ritterlicher Bauernführer, die Franz von Sickingen, Georg von Frundsberg und Götz von Berlichingen hießen. Ulrich von Hutten war mein Idol, der Papst und alle Pfaffen waren meine Feinde. Und als später einige Namen der Verschwörer und der des Attentäters – von Witzleben, von Stauffenberg – in Umlauf kamen, hatte ich Mühe, den beschworenen Haß auf die »feige Adelsbrut« wie ein nachwachsendes Kraut zu pflegen.

Welche Wirrnis in Köpfen unter kurzgehaltenem Haar. Soeben noch überdeutlich, beginnt das Bild des sechzehn-

jährigen Arbeitsdienstmannes von den Rändern her zu verschwimmen. Nicht daß er mir fremder als mittlerweile gewohnt wird, doch hat es den Anschein, als wolle mein uniformiertes Selbst sich davonstehlen. Sogar seinen Schatten gibt es auf und will sich, beliebig deutbar, zu den Minderbelasteten zählen.

Die gab es später in Überzahl. Ihnen war außer Pflichterfüllung nichts nachzuweisen. In Chorstärke sangen sie »Kein schöner Land in dieser Zeit...« Und als Verführte und Verblendete reichten sie mildernde Umstände, stellten sich ahnungslos und sprachen einander ein Höchstmaß an Unwissenheit zu. Wie ja auch mir faule Ausreden und der Ritt auf dem Unschuldslamm behilflich werden möchten, sobald auf der Zwiebelhaut kleingeschriebene Randnotizen allzu beredsam mit Anekdoten und milieugesättigten Vertälljens von dem ablenken wollen, was vergessen sein will und dennoch querliegt.

Dann muß ich mir aus dem Fach überm Stehpult den durchsichtigsten Bernstein greifen, um herauszufinden, wie unbeschadet sich mein Glaube an den Führer trotz überprüfbarer Fassadenrisse, zunehmender Flüsterparolen und des überall, nun auch in Frankreich rückgängigen Frontverlaufs konserviert hatte.

An ihn zu glauben, strengte nicht an, fiel kinderleicht. Er blieb heil und war, was er darstellte. Sein fester, jedermann treffender Blick. Sein Feldgrau verzichtete auf jeglichen Ordensklimbim. Nur mit dem Eisernen Kreuz aus Zeiten des Ersten Weltkrieges behaftet, in schlichter Größe gemalt stand er, wohin man blickte. Seine Stimme kam wie von oben. Er überlebte jeden Anschlag. War es nicht so, daß etwas Unbegreifliches, die Vorsehung ihn schützte?

Irritierend blieb allenfalls die nicht schwinden wollende Erinnerung an jenen blondblauäugigen Jungen, der nicht müde geworden war, »wir tun sowas nicht« zu sagen. Seitdem es ihn nicht mehr gab, fehlte er fast schmerzhaft; doch vorbildlich wurde er nicht.

Bald nach dem Attentat entließ man uns. In der Kleider- und Gerätekammer gaben wir die wenig schicke Uniform und den Spaten ab, der beim feierlichen Appell zum letzten Mal spiegelhell präsentiert wurde. Danach hörten wir uns das dem Reichsarbeitsdienst eigene Lied singen: »Braun wie die Erde ist unser Kleid...«

Nun wieder in Zivil, schämte ich mich meiner nackten Knie, der immerfort rutschenden Kniestrümpfe, kam mir rückversetzt schülerhaft vor. Im sommerlichen Langfuhr erwarteten den Heimkehrer unverändert die Eltern, die ihren Sohn, so sagten sie, »ein bißchen verändert« fanden.

Die vertraut verhaßte Zweizimmerwohnung zwängte mich noch enger, obgleich es zwischen ihren Tapetenwänden stiller zugeht, fast zu still: meine Schwester fehlte, ihr Lachen, der Wirbel, den ihre Sprünge zwischen Wohn- und Schlafzimmer, rund um den Eßtisch auslösten. Keine »Marjell«, die spielen, immer nur spielen wollte, schlug mir das Buch zu. Nur ihre Puppen und Streicheltiere waren unterm linken Fensterbord geblieben.

Laut Erlaß der Gauleitung hatte man alle Schulkinder aufs Land evakuiert, um sie den Terrorangriffen feindlicher Bombergeschwader zu entziehen. Mitgereiste Lehrer setzten den Unterricht für ihre Klasse und weitere Schulklassen nahe dem Fischerdorf Heisternest auf der Halbinsel Hela fort. Von dort schrieb die Schwester Postkarten, krank an Heimweh.

Die Eltern verwöhnten mich, der Vater mit Sauerbraten, die Mutter, indem sie mit stehenbleibendem Lächeln zuhörte, sobald ich mit ihr auf Reise in südliche Länder ging, dorthin, wo die Zitronen blühen; doch wollte der Sohn nicht mehr Schoßkind sein. Ängstlich wartete sie den Briefträger ab. Ihre kleine Hoffnung versteckte sich in dem Satz: »Vielleicht ist ja vorher schon Schluß irgendwie.«

Weniger als zwei Monate blieben, bis mit der Post der Einberufungsbefehl kam; eine Zeitspanne, die nur mit beliebig zu reihenden Erinnerungsschnipseln als lustlose Warterei zu belegen ist.

Welch ein Rückfall! Wie nach der Abmusterung als Arbeitsdienstmann befürchtet, werde ich das Bild eines Oberschülers während der großen Sommerferien abgegeben haben, allerdings ohne Strandbetrieb und Knutschen und Fummeln in den Dünen, versteckt hinter Hagebuttengebüsch.

Wo ich hinkam, standen Fotos mit Trauerrand auf Kommoden, war mit halber Stimme von gefallenem Männern, Söhnen und Brüdern die Rede. Die Altstadt sah schäbig aus, als erwartete sie, wenn nicht plötzlichen, dann allmählichen Verfall. Unter nächtlichem Verdunklungsgebot wurden die Gassen ihren Bewohnern unheimlich. Überall »Feind hört mit!«- und »Kohlenklau«-Plakate. Die nur dürftig mit Ladenhütern bestückten Schaufenster. Im Geschäft meiner Mutter ging ein Schlagsahneersatz namens »Sekosan« unbewirtschaftet über die Ladentheke.

Vorm Hauptbahnhof, auf der Mottlaubrücke und Speicherinsel, im Vorfeld der Schichauwerft und längs der Hindenburgallee kontrollierten die Feldgendarmarie und die Streifen-HJ zivile Personen, Fronturlauber und immer mehr streunende Mädchen, die für gewöhnliche Landser

und höhere Dienstgrade mehr als ansprechbar waren. Vor Deserteuren wurde gewarnt, von einer Bande jugendlicher Abenteuerliches gemunkelt: Einbruch im Ernährungsamt, Brandstiftung im Hafengebiet, Geheimtreffen in einer katholischen Kirche... All das, Unglaubliches sagte man jener »Stäuberbande« nach, die mir späterhin, als ich endlich Wörter auf Abruf genug hatte, einige Kapitel lang wichtig werden sollte.

Im Roman »Die Blechtrommel« heißt einer der Bandenführer »Störtebeker«. Er überlebte das Ende und mauserte sich in Nachkriegszeiten folgerichtig zum konfliktscheuen Studienrat Starusch, einer nunmehr den Verhältnissen angepaßten Existenz, die sich in einem weiteren Roman – »örtlich betäubt« – vor Schmerzen fürchtet und alles Geschehen nach dem Maßstab »einerseits – andererseits« wertet.

Ich war nur Zuhörer. Auf Besuch bei Schulfreunden, die, gleich ob freiwillig oder nicht, auf den Einberufungsbefehl warteten, als bringe er die Erlösung, kamen mit Gerüchten die Namen von Mitschülern in Umlauf, die plötzlich verschwunden, wie es hieß, »untergetaucht« waren. Ein Mitschüler, dessen Vater als höherer Polizeioffizier im Rheinland Dienstaufsicht führte, wußte etwas von einer Jugendbande zu erzählen, die unter dem Namen »Edelweißpiraten« die zerbombte Stadt Köln unsicher machte.

Mehr aus Gewohnheit denn aus Lust ging ich ins Kino, sah im Tobis-Palast in der Langgasse »Romanze in Moll« und verglich die Schauspielerin Marianne Hoppe mit den gemalten Schönheiten meiner in entschwundenen Jahren geklebten Zigarettenbilder: Damen aus Zeiten der Renaissance boten ihr klares Profil an.

Auch vertrieb ich mir mal in den Gassen der Altstadt, mal im Jäschkentaler Wald die Zeit und sammelte unbedacht Einzelheiten, die sich zur Stoffmasse häuften, später kaum abzutragen. Ich sehe mich auf den Bänken gotischer Kirchen – von Trinitatis bis Sankt Johann –, als müsse sich jeder Spitzbogen und jeglicher backsteingemauerte Pfeiler einprägen.

Außerdem blieben mir Leseplätze, bevorzugt der auf dem Dachboden, dessen Holzverschläge samt Gerümpel und dem durchgesessenen Sessel inzwischen weggeräumt waren, weil sie als Zunder für Brandbomben galten. Ein unter heilen Dachpfannen leergefegter Raum in Erwartung kommender Dinge. Deshalb standen Wassereimer in Reihe, zudem griffbereit Feuerklatschen und eine Tonne voll Löschsand.

Was aber las ich unterm Dachlukenfenster? Wahrscheinlich »Das Bildnis des Dorian Gray«, ein wiedergekäutes Lesefutter, das, in Leinen gebunden und mit Lederrücken, zum Bücherschatz meiner Mutter gehörte. Oscar Wildes üppiges Angebot an Lastern, die sündhaft einander überboten, eignete sich zur Selbstbespiegelung.

Um diese Zeit werde ich wohl auch Mereschkowskis »Leonardo da Vinci« bei irgendwem ausgeliehen und auf dem Dachboden verschlungen haben. Auf einem umgestülpten Feuerlöscheimer saß ich und las mehr, als ich halten konnte. So ging ich in Büchern auf, die dazu einluden, jeweils in anderer Gegend ein anderer zu sein: Jürg Jenatsch, August Weltumsegler, der grüne Heinrich, David Copperfield oder die drei Musketiere zugleich...

Fraglich bleibt, wann ich mir aus dem Bücherschrank eines Onkels »Im Westen nichts Neues« gezogen habe. Ist mir dieses Buch erst während meiner Wartezeit als Kriegs-

freiwilliger zwischen die Finger geraten oder habe ich es zeitgleich mit Jüngers »In Stahlgewittern« gelesen? Ein Kriegstagebuch, das uns mein Deutschlehrer auf der Petrischule am Hansaplatz als vorbereitende Lektüre für künftige Fronterlebnisse verordnet hatte.

Studienrat Littschwager lobte als steifbeiniger Veteran des Ersten Weltkrieges zwar das »phantastisch Farbige« und, wie er sagte, »prall Anschauliche« meiner Aufsätze, sogar deren »äußerst gewagte Wortspiele«, bemängelte aber die »insgesamt fehlende Ernsthaftigkeit«, die, wie er meinte, den »schicksalsschweren Prüfungen des Vaterlandes« angemessen sei.

Gleich, ob als Schüler oder entlassener Arbeitsdienstmann: ich fand Erich Maria Remarques Roman im Bücherschrank des jüngsten Bruders meines Vaters. Der war als Bauleiter für das Versetzen von Barackenteilen – Wände, Fenster, Türen – zuständig, die in der Tischlerei des Großvaters bei stets laufender Kreissäge von fünf Gesellen gefertigt wurden. Deshalb hatte man Onkel Friedel nicht zum Wehrdienst eingezogen, sondern uk geschrieben. Er war oft auf Montage, weil im Werft- und Hafengelände immer mehr Baracken für Ostarbeiter entstanden und mit Stacheldraht eingezäunt wurden.

Ich nehme an, daß mein Onkel nicht gewußt hat, daß »Im Westen nichts Neues« zu den verbotenen Büchern gehörte, wie ja auch ich die Geschichte vom jämmerlichen Verrecken der jungen Freiwilligen des Ersten Weltkrieges las, ohne zu ahnen, daß dieser Roman zu den verbrannten Büchern gehört hatte. Bis heute läßt die verzögerte Wirkung früher Leseerfahrung nicht von mir ab. Wie das Paar Stiefel seine Träger wechselt... Wie einer nach dem anderen krepirt...

Immer wieder erinnern mich Autor und Buch an meinen jugendlichen Unverstand und zugleich an die ernüchternd begrenzte Wirkung der Literatur.

Als ich Mitte der sechziger Jahre mit Anna und unseren vier Kindern den Sommer über im Tessin war und dort mit der Tochter Laura auf bewaldeten Hängen Bergziegen suchte, die uns, wenn wir sie fanden, Salz aus der Hand leckten, nahm ich nach Vermittlung meiner amerikanischen Verlegerin Helen Wolff die Gelegenheit wahr, den Schriftsteller Remarque in seiner mit Antiquitäten vollgestopften Villa am Lago Maggiore zu besuchen. Ich berichtete ihm vom Wechselbad meiner konträren Lektüre: Einerseits habe mich Jüngers Feier des Krieges als Abenteuer und männliche Bewährungsprobe fasziniert; andererseits sei mir sein Urteil, der Krieg mache jeden Soldaten zum Mörder, als Schreck in die Glieder gefahren.

Der alte Herr kicherte in sich hinein und gab mein jugendliches Leseerlebnis in preußisch betontem Englisch an seine späte Liebe, den einstigen Stummfilmstar Paulette Goddard, weiter, die Charlie Chaplins soundsovielte Frau gewesen war. Dann pries er einige seiner Antiquitäten, chinesische Vasen und holzgeschnitzte Madonnen darunter. Nein, wir tranken keinen Grappa gemeinsam.

Doch später, viel später, als ich Geschichten für »Mein Jahrhundert« schrieb, lockte es mich abermals, Remarque und Jünger, die Antipoden, ins Spiel zu bringen. Sobald die Jahre des Ersten Weltkrieges Erzählstoff herzugeben hatten, setzte ich die beiden Kavaliere alter Schule im Zürcher Hotel »Storchen« an einen Tisch und stachelte sie zum Streitgespräch an, indem ich einer jungen Historikerin, die sich nach Schweizer Art neutral gab, die Ge-

sprächsleitung übertrug. So höflich beide als Weinkenner miteinander umgingen, so schroff distanziert blieben sie, wenn es um den Sinn mörderischer Grabenkämpfe ging. Ihr Krieg hörte nicht auf. Zu versöhnen waren sie nicht. Etwas blieb ungesagt.

Und auch ich habe – mit Blick auf den Silberteller des Lago Maggiore – Erich Maria Remarque nicht gestanden, daß sich der fünfzehnjährige Schüler trotz der Lektüre seines Buches, das genügend dem Krieg geläufige Todesarten aufzählt, freiwillig zur U-Bootwaffe oder zu den Panzern gemeldet hatte. Der seines verjährten Erfolges überdrüssige Emigrant sprach ohnehin nur mit Widerwillen über den berühmten Roman, der jedes weitere Buch verschattet, das er sonst noch geschrieben hat.

Und dann lag der Einberufungsbefehl auf dem Eßzimmertisch und erschreckte Vater und Mutter. Hat sie sich sofort ans Klavier gesetzt und etwas aus dem »Rosengarten« geklimpert? Gab es erst danach Tränen?

Nein, der Film muß zurückgespult werden: wenige Tage bevor das gestempelte Papier die Eltern verstummen ließ, fuhr ich mit ihnen über Zoppot, Gotenhafen nach Putzig, um die evakuierte Schwester zu besuchen. Nach Heisterneß brachte uns bei stabilem Augustwetter ein Autobus.

Das Heim befand sich in Nähe zur See. Davon zeugt ein Foto, das meine Mutter über Krieg und Vertreibung hinweg im Familienalbum gerettet hat. Auf hellem Sand, wie ihn die Halbinsel Hela strandweit bot, sitzen Bruder und Schwester nebeneinander. Kurz vor oder nach dem Bad in der Ostsee hält mein rechter Arm sie brüderlich. Geschwister, die wenig bis nichts voneinander wissen. So nah sollten wir uns lange nicht sein.

Hübsch sieht die Schwester aus, die ich seit Kinderjahren Daddau nenne. Sie lächelt. Ihr Bruder, noch halbwegs jungenhaft, wenngleich annähernd männlich proportioniert, will unbedingt ernst in die Optik der Kamerabox schauen.

Dem Vater gelang dieser friedlich wirkende Schnappschuß bei schönstem Spätsommerwetter; es war der letzte vor meiner Abreise.

Denn jetzt erst wurde, was lange zu verdrängen war, zur Tatsache, lag schwarz auf weiß vor, unterschrieben, datiert und gestempelt: die Einberufung. Doch was stand in Groß- und Kleinbuchstaben vorgedruckt?

Alle Hilfsmittel versagen. Verschwommen bleibt der Briefkopf. Als sei er nachträglich degradiert worden, ist der Dienstrang des Unterzeichnenden nicht festzustellen. Die Erinnerung, sonst eine Plaudertasche, die gerne mit Anekdoten gefällig wird, bietet ein leeres Blatt; oder bin ich es, der nicht entziffern will, was der Zwiebelhaut eingeschrieben steht?

Beschwichtigungen sind auf Abruf zitierbar: Die Einberufung und ihre Folgen, das ist doch durchgekaut alles, wörtlich in Reihe gebracht und zum Buch geworden. Über siebenhundert Seiten lang wälzen sich die »Hundejahre« dahin. Hinlänglich steht geschrieben, wie jemand, der Harry Liebenau heißt, sobald er Soldat wird Tagebuch führt und vom Truppenübungsplatz Fallingbommel aus mit Löns-Zitaten gespickte Briefe an seine Cousine Tulla schreibt, Briefe, in denen er später, wohin ihn auch immer der Marschbefehl weg von der Lüneburger Heide an die zurückweichende Ostfront schickt, ein Reimwort auf Tulla sucht und nicht findet: »Ich habe noch keinen Russen gesehen. Manchmal denke ich nicht mehr an

Tulla. Unsere Feldküche ist weg. Ich lese immer ein und dasselbe. Flüchtlinge verstopfen die Straßen und glauben an nichts mehr. Löns und Heidegger irren in vielen Dingen. In Bunzlau hingen fünf Soldaten und zwei Offiziere an sieben Bäumen. Heute früh haben wir ein Waldstück beschossen. Zwei Tage lang konnte ich nichts schreiben, weil wir Feindberührung hatten. Viele leben nicht mehr. Nach dem Krieg werde ich ein Buch schreiben...«

Ich aber, dem im September vierundvierzig gewiß kein zukünftiges Buch drangvolle Seiten versprach, der aber im Sinn hatte, gleichfalls ein Diarium mit gesammelten Augenblicken zu füllen, saß in immer noch knielangen Hosen auf der Holzbank eines Eisenbahnabteils III. Klasse.

Der Zug verließ den Danziger Hauptbahnhof, ließ Langfuhr hinter sich und rollte in Richtung Berlin. Den Pappkoffer, der extra für diese Reise gekauft worden war, hatte ich ins Gepäcknetz geschoben. Im Kopf ging es unsortiert zu: wirrer als beim üblichen Gedränge. Doch kein Gedanke gibt ein Zitat her, geflüstert oder gestammelt, nur der Einberufungsbefehl knistert in der Brusttasche meines zu engen Jacketts.

Die Mutter hatte sich geweigert, den Sohn zum Bahnhof zu begleiten. Kleiner als ich, umarmte sie mich im Wohnzimmer, war zwischen Klavier und Standuhr wie aufgelöst: »Wenn du mir bloß heil zurückkommst...«

Als Harry Liebenau sich von seiner Cousine Tulla Pokriefke verabschiedete, trug sie als Hilfsschaffnerin der Straßenbahn ein flottes Käppchen: »Paß auf, daß sie dir nicht die Nase wegschießen!«

Der Vater begleitete mich. Wortlos brachten wir die Straßenbahnfahrt hinter uns. Dann mußte er für sich eine

Bahnsteigkarte lösen. Mit seinem Velourshut sah er gepflegt mittelständisch aus. Ein Mittvierziger, dem es bis dahin gelungen war, den Krieg in Zivil zu überleben.

Unbedingt wollte er meinen Pappkoffer tragen. Er, den ich mir, solange ich wuchs, weggewünscht hatte, er, dem ich alle Schuld an der Enge der Zweizimmerwohnung und dem Klo für vier Mietparteien gab, er, den ich mit meinem HJ-Dolch hätte ermorden wollen und wiederholt in Gedanken erdolcht hatte, er, den späterhin jemand nachahmte, indem er Gefühle in Suppen zu verwandeln verstand, er, mein Vater, dem ich nie zärtlich, zu oft nur im Streit nahegekommen war, er, dieser lebenslustig unbekümmerte, leicht verführbare, immer um Haltung und, wie er sagte, »gestochen schöne Handschrift« bemühte Mann, der mich nach seinem Maßstab liebte, er, der geborene Ehegatte, den seine Frau Willy nannte, stand neben mir, als der Zug einfuhr und mächtig Dampf machte.

Ihm, nicht mir kullerten Tränen. Er umarmte mich. Nein, ich bestehe darauf, meinen Vater umarmt zu haben.

Oder kam es nur männlich zum Händeschütteln?

Waren wir sparsam bis geizig mit Worten: »Mach's gut, Junge!«? – »Bis bald, Papa«?

Nahm er den Hut ab, als der Zug aus der Halle rollte? Strich er sich verlegen das blonde Haar glatt?

Winkte er mit dem Velours? Oder gar mit dem Taschentuch, dessen vier Zipfel er im Sommer bei großer Hitze knotete und – mir lächerlich – als Kopfbedeckung trug?

Winkte ich aus offenem Abteilfenster zurück, sah ihn kleiner und kleiner werden?

Deutlich bleibt, daß im entrückten Hintergrund die Stadt mit allen Türmen vorm Abendhimmel stand. Auch

will ich das Glockenspiel der nahen Katharinenkirche gehört haben: »Üb immer Treu und Redlichkeit bis an dein kühles Grab...«

Vor allen anderen Kirchen der Stadt, die im Verlauf der Nachkriegsjahre aus Trümmern Stein auf Stein wiedererstand sind, hat mich die abseits, nahe der Mottlau stehende Johanniskirche bei jedem Besuch meiner sich bemüht wieder ähnlich werdenden Heimatstadt angezogen. Äußerlich heil geblieben, doch im Inneren ausgebrannt und verwüstet, diente der versehrte Backsteinbau während Jahrzehnten den polnischen Restauratoren als Magazin für die Wiederverwendung von im Detail heilen Bruchstücken.

Als ich im März achtundfünfzig einen restlich dagebliebenen alten Mann, der sich als »emmer noch deutsch« ausgab, nach der Kirche befragte, hörte ich, daß, während die Stadt erst unterm Bomben-, dann unterm Granathagel zerfiel und auch Sankt Johann zwischen den brennenden Häusern der Häker- und Johannisgasse, der Neunaugen- und Petersiliengasse ausbrannte, hundert und mehr Männer, Frauen und Kinder, die in der Kirche Zuflucht gesucht hatten, erstickt oder, wenn nicht von den Flammen erfaßt, dann von herabstürzendem Gemäuer, Teilstücken des Gewölbes und vom Mauerputz erschlagen, verschüttet worden seien. »Aber von sowas«, sagte der Alte, »will kainer nech mehr was heeren...«

Andererseits, hieß es auf polnisch, erst die Russen hätten, weil sich viele Frauen in die Johanniskirche flüchteten, die Kirche in Brand gesteckt. Wer es auch immer getan hat: geblieben war nur das ausgeglühte Gemäuer.

Später hat man auf den geborstenen Steinplatten der als Ruine noch standhaften Kirche und auf dem verbliebenen

Schutt die Reste der Stadt gesammelt: steinernen Giebel-schmuck, Fragmente von Reliefplatten, die Brüstungen der Beischläge aus der Brotbänken-, Heiligen Geist- und Frauengasse und barocke Türleibungen aus Granit. Was von der Fassade des Artushofes an schönem Maßwerk geblieben war und was sonst noch die Trümmerhalden der Stadt hergaben, jedes Fundstück wurde sorgfältig beschriftet, nummeriert und dann erst zur späteren Verwendung gestapelt und gelagert.

Wann immer ich mich in das Innere der gotischen Hal-lenkirche schlich – das Portal war stets nachlässig ver-sperrt –, fand ich im Staub und Geröll sowie zwischen den gelagerten Steinen menschliche Knochen und Knöchlein, wobei unsicher blieb, ob sie spätmittelalterlicher Herkunft waren oder mich an die Männer, Frauen und Kinder erin-nern sollten, von denen es hieß, sie seien, als die Stadt und alle Kirchen brannten, in der hellauf brennenden Johan-niskirche zu Tode gekommen.

Niemand wußte Genaues. Wahrscheinlich hatten Grüf-te unter den geborstenen Grabplatten die Knochen freige-geben. Gebein, aus welcher Zeit auch immer, gleicht sich auf ersten Blick. In der Johanniskirche, wo einst die Zünf-te der Schiffer, der Tonnen- und Kistenmacher ihre Altäre gehabt hatten, sind bis ins achtzehnte Jahrhundert wohl-habende Kaufleute und Schiffseigner unter schriftbehaue-nen Bodenplatten aus Sandstein und Granit zur letzten Ruhe gekommen.

Gleich, wem die Knochen und Knöchlein zugesprochen werden konnten, sie waren Teil der geborgenen Steine, gaben mit ihnen Zeugnis ab. Wohl deshalb soll, so hieß es, der wüste Kirchenraum schon in den fünfziger Jahren als Kulisse bei Dreharbeiten für polnische Filme gedient

haben: das durch die hohen, nur teilweise verbretterten Fenster fallende Licht sei aus Sicht der Kameramänner und Regisseure dem Filmgeschehen günstig, weil stim-mungsvoll gewesen.

Bei einem meiner letzten Besuche in Danzig fand ich die Johanniskirche verändert vor. Kein Steinlager, keine Kno-chen und Knöchlein mehr. Der Boden planiert, die Fenster verglast, das Backsteingemäuer saniert. Zuhörer saßen auf gereihten Stühlen bis weit in die Tiefe des Raumes, als ich aus meiner Novelle »Im Krebsgang« las.

Und während sich der Untergang des Schiffes voll menschlicher Fracht Zeile nach Zeile vollzog und ich vor-lesend die Akustik der Kirche erprobte, suchte jener Teil meiner Gedanken, der mit Vorliebe rückläufig ist, jenen Jungen, der die Stadt zu einer Zeit verließ, in der sie noch heil mit allen Türmen und Giebeln stand.